


Kapitän Sig Hansen  Mark Sundeen



NORTHWESTERN

ALASKA. EINE NORWEGISCHE FISCHERFAMILIE. IHRE SAGA



Gelegenheit nach Norden zu verschiffen, wo er sich auch sofort wie zu Hause fühlte.

Ein weiteres Vorbild auf der *Northwestern* war Mangor Ferkingstad, der zwar an der Ostküste zur Welt gekommen war, die Fischerei aber in Karmøy und auf der Nordsee gelernt hatte. Mit zwanzig kam er zurück in die Staaten und heuerte bei meinem Vater an. Wie viele Männer aus der Heimat liebte Mangor die amerikanischen »Muscle Cars«, preisgünstige Mittelklassewagen, die mit großen Motoren aufgemotzt waren. Von seinen Ersparnissen kaufte er sich erst einen aufgemotzten Cougar und später borgte er sich von meinem Vater Geld für einen Monte Carlo, den er heute noch fährt. Er ist für mich wie ein Bruder.

1981 war wieder so ein großartiger Sommer. Wenn wir auf unseren Fangreisen irgendwo ankerten, setzten wir mit dem Beiboot zu winzigen unbewohnten Inseln über und gingen auf die Suche nach interessantem Strandgut. Wir – das waren Mangor, Fritjoff, Brad Parker (unser Chief) und ich. Auf einem dieser Abstecher hatten wir unser Boot offenbar nicht richtig vertäut, jedenfalls war es abgetrieben, als wir an unsere Landestelle zurückkehrten. Die *Northwestern* ankerte fünf Meilen weiter draußen und wir hatten kein Funkgerät dabei. Zum Glück zögerte Brad nicht lange: Er zog seine Schuhe aus und sprang ins Wasser, um unser Boot wieder einzufangen. Was ihm auch tatsächlich gelang; er kletterte hinein und brachte es zum Ufer zurück. Allerdings war er nach dieser Aktion so durchgefroren, dass wir nicht gleich zum Mutterschiff zurückfahren konnten, sondern erst ein großes Lagerfeuer errichten mussten, um ihn wieder aufzuwärmen und seine Klamotten zu trocknen.

»Chief« ist im Jargon der Seeleute die Bezeichnung für den leitenden Ingenieur an Bord – er ist für den Betrieb der Maschine und aller Hilfsaggregate zuständig.

Auf einer anderen Expedition zur Insel St. Matthew entdeckten Mangor, Fritjoff und ich eine Antenne oben auf einem Hügel und wir kletterten rauf, um uns die Sache aus der Nähe anzuschauen. Wir stießen auf ein Zelt, in dem ein abgemagerter bärtiger Mann hockte, der aussah, wie wir uns Robinson Crusoe immer vorgestellt hatten. Sein Zelt war mit wertvollem elektronischem Equipment vollgestellt. Der Kerl flippte fast aus, als er uns sah. »Könnt ihr mir helfen, von dieser verdammten Insel runterzukommen?«, flehte er uns an. Es stellte sich heraus, dass er von einem Ölkonzern beauftragt worden war, den Sommer über den Schiffsverkehr zu beobachten und zu zählen, doch die Dinge entwickelten sich anders als geplant. Der Hubschrauber, der ihn eigentlich wieder einsammeln sollte, durfte nicht auf der Insel landen, weil sie als Vogelreservat ausgewiesen war. An seiner Stelle war ein Schiff gekommen, aber das hatte kein Beiboot dabei, um am Ufer zu landen. Außerdem war er inzwischen zu geschwächt, um den Fußmarsch zur anderen Seite der Insel zu schaffen, wo man wie verabredet Proviant für ihn abgeworfen hatte. Als wir ihn fanden,

hatte er nur noch ein paar Äpfel und Wasser. Der Typ hieß Matt und kam aus Houston, weshalb er bei uns fortan unter Matt Houston lief. Wir boten ihm an, mit auf die *Northwestern* zu kommen, was er sichtlich erleichtert annahm. Er hatte seit Monaten keine Gesellschaft mehr gehabt, und das hatte ihm ganz schön zugesetzt.

»Was machst du denn hier draußen, um dir die Zeit zu vertreiben?«, fragte ich ihn.

»Die Füchse verscheuchen«, erwiderte er.

Wir brachten ihn auf die *Northwestern* und gleich weiter in die Kombüse, wo wir sofort begannen, ihn wieder aufzupäppeln. Matt Houston futterte, wie ich noch nie einen Mann habe futtern sehen. Er leerte Teller auf Teller, ohne Pause. Schweinekoteletts, Kartoffeln, Spaghetti – er inhalierte alles, was wir ihm vorsetzten. Später nahmen wir über Funk Kontakt zu seinem Schiff auf und lieferten ihn sicher bei den Kollegen ab.

Die Typen, die ich damals kennenlernte, waren schon speziell – im Guten wie im Schlechten –, und mit jeder neuen Saison wurde mir noch stärker bewusst, wie wild und wie verrückt unsere Welt doch war. Die einheimischen Fischer der Bristol Bay beispielsweise hingen diesem sonderbaren Aberglauben nach, dass ihre Netze immer voll sein würden, wenn sie nur eine Frau überreden könnten, vorher auf die Maschen zu pinkeln. Die Chance wollten sich die alten Norweger selbstverständlich nicht entgehen lassen, und so wachte ich eines Nachts auf von lautem Geschrei und Gelächter an Deck. Zwischen den tiefen Stimmen meiner Kumpel konnte ich deutlich das Kreischen einer Frau hören. Ich rappelte mich aus meiner Koje auf und schaute auf Deck. Tatsächlich, sie hatten ein Mädels mit an Bord gebracht und halfen ihr gerade, auf einen Stapel mit Lachsnetzen zu klettern. Ich blinzelte, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte, was sich da vor meinen Augen abspielte. Zum betrunkenen Gejohle und Gelächter der Fischer verrichtete sie ihr Geschäft auf unseren Netzen. Kopfschüttelnd verzog ich mich wieder in meine Koje. Es muss trotzdem etwas dran gewesen sein an diesem Aberglauben, denn am nächsten Tag fingen wir so viel Lachs, dass unser Boot unter der Last fast abgesoffen wäre.

Stück für Stück wuchs meine Generation in eine größere Verantwortung hinein. Nach der Lachssaison in der Bristol Bay ging es weiter nach Dutch Harbor und raus zum Krabbenfang auf der Beringsee. Die meisten Fischer wollten in der kurzen Pause zwischen den Einsätzen nach Hause fliegen. Für uns waren die Tickets aber zu teuer, und deshalb blieben wir die paar Wochen an Bord, um nach dem Rechten zu sehen. Wir machten immer in Dutch Harbor fest, weil das einer der wenigen Häfen an der Beringsee war, wo man einen Flug zum Festland kriegen konnte. Auch wenn ich bei der eigentlichen Fangreise noch nicht dabei sein konnte – die ging nämlich erst im Herbst los, wenn ich wieder in der Schule saß –, fühlte es sich schon wie eine Beförderung an, dass ich überhaupt allein bei unserem Schiff in Dutch Harbor bleiben durfte.

Wenn die Fischerei auf der Beringsee so etwas wie die erste Liga im Baseball ist, dann

kann man Dutch Harbor mit dem Stadion der New York Yankees vergleichen – hier findet man die größten Schiffe, die Fischfabriken mit dem größten Umsatz, die besten Löhne und auch die größten Egos. Dutch Harbor liegt an einem schmalen Meeresarm, wo zwei Inseln fast aufeinanderstoßen. Die größere der beiden Inseln heißt Unalaska, und das ist auch der Name des einzigen größeren Ortes auf der Insel. Direkt am Ufer stehen alte Holzhäuser, die Kirche der Russisch-Orthodoxen, daneben der Friedhof. Die legendären Etablissements Unalaskas, der Elbow Room und Carl's Hotel, haben inzwischen leider dichtgemacht. Die kleinere Insel ist als Amaknak auf den Karten eingetragen, aber alle nennen sie nur Dutch Harbor. Zu Amaknak gehörten der Flughafen, die Fischfabrik von UniSea und eben die schmale Landzunge, die den Hafen schützt. Damals war der Ort viel kleiner als heute, es standen noch keine Gebäude auf der Landzunge und die beiden Inseln waren auch noch nicht mit einer Brücke verbunden. Wer auf die andere Seite in die Kneipe wollte, musste das Beiboot klarmachen oder ein Wassertaxi nehmen.

Wer trank, bis die Bar zumachte, verpasste das letzte Boot. Die wirklich Wagemutigen versuchten, im Überlebensanzug zu ihren Schiffen zu schwimmen, sofern sie einen finden konnten. Fritjoff Peterson und Lloyd Johannessen zum Beispiel versuchten, aus großen Plastiksäcken aus dem Abfall der Fischfabrik eine Art Schlauchboot zu basteln. Nur hatten ihre improvisierten Schläuche leider etliche Löcher. »Scheiße, wir saufen ab«, schrien sie noch – und dann lagen sie auch schon im eiskalten Wasser. Fritjoff schwamm zurück an Land, doch Lloyd hielt tapfer durch und schaffte es bis zum Schiff.

Das waren schon tolle Sommer damals für einen wie mich: Ich fischte abwechselnd in der Bristol Bay nach Lachs und auf der Beringsee nach Krabben und schaffte es gelegentlich sogar, nach Norwegen zu fliegen, wo ich mit meinem Onkel Karl in seinem leckeren, alten Kahn rausfuhr, den er nur wegen der Quote gekauft hatte, die gleich im Preis inbegriffen war. Außer Karl und mir war noch Glenn Tony Pedersen an Bord, ein guter Freund von mir. Wir wachten nachts regelmäßig auf, weil sich unsere Kissen wie Schwämme mit Wasser vollgesogen hatten. Wenn wir dann fluchend aus unseren Kojen rollten, stand uns das Wasser auf dem Boden der Kajüte bis über die Knöchel. Es war zum Totlachen. Karl lachte mit und nannte uns »Stinktierre«. Dann machten wir uns wieder an die Arbeit.

Wir waren eine tolle Truppe, alles Jungs in meinem Alter: Meine Cousins Jan Eiven und Stan fuhren meistens mit Karl. Magne Nes, einer dieser legendären Fischer von Karmøy, brachte seine Söhne Davin und Jeff mit. Und außerdem kamen Johan Mannes und Kurt Jastad mit, auch sie Söhne von Freunden meines Vaters und meines Onkels. Unsere Alten sprachen ausschließlich norwegisch und wir Jungs antworteten meistens auf Englisch. Dann heuerte auch mein Bruder Norman auf der *Northwestern* an, und ich denke, wir hatten damals die jüngste Crew der gesamten Krabbenfängerflotte.

Aber mir reichte es bald nicht mehr, ein Junge unter Fischern zu sein, ich wollte komplett in der Welt der Männer leben, die wie mein Vater waren. Wenn wir im Hafen festmachten, dann versammelten sich die Alten in der Kombüse eines Schiffs, zum Rauchen, Saufen und Geschichtenerzählen. Damals hatten wir alle noch Acht-Spur-Tonbandgeräte, und diese Typen dudelten die Country-Songs von Johnny Cash und George Jones in Endlosschleife. Manchmal holte einer der Fischer seine Gitarre oder sein Akkordeon raus, und dann grölten sie gemeinsam alte norwegische Lieder oder Country- und Western-Klassiker. Lloyd Johannessen kann sich noch genau daran erinnern, dass er damals nicht bei den Alten in der Kombüse sitzen durfte, sondern draußen vor der Tür hockte. Wenn die Fischer einen Drink brauchten, brüllten sie nach ihm, damit er runterging, wo der Proviant lagerte, und ihnen Nachschub lieferte. Manchmal mixten sie auch ihm einen Drink oder reichten ihm eine Flasche Bier durch die Tür. Aber ich spürte in einem solchen Augenblick, dass ich noch auf der falschen Seite der Grenze war, die uns Jungs von den Männern trennte.

Als sie uns dann doch endlich an ihren Tisch ließen, kam es mir vor, als hätte ich eine Art Initiation bestanden, die den Zugang zur Männerwelt öffnete. Was allerdings nicht bedeutete, dass es mit den Schikanen ein Ende hatte. Einmal saß ich in der Kneipe und trank Bier mit einer großen Runde von Fischern. Der Tisch hatte die Form eines Hufeisens, links und rechts von mir saßen jeweils fünf Typen. Alles bestens, bis ich merkte, dass ich ziemlich dringend aufs Klo musste. Ich mochte sie nicht fragen, ob sie aufstehen könnten, um mich durchzulassen; sie sollten ja nicht denken, dass ich so ein paar Biere nicht vertragen konnte. Aber dann sagte ich doch, dass ich dringend mal rausmüsste – und sie weigerten sich aufzustehen. »Krabbel doch unter dem Tisch durch«, grölte einer, und alle anderen lachten. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich mich gegen solche kleinen Bosheiten wehren musste, sonst würden sie niemals damit aufhören. Also stand ich auf, stieg erst auf meinen Stuhl und dann auf den Tisch, marschierte auf die andere Seite, sprang runter und ging aufs Klo. So viel Übermut fanden die Männer erst recht lustig – und sie brachen in noch wilderes Gelächter aus.

Im selben Sommer fischte ich mit John Jakobsen und einem Typen namens Sven in der Bristol Bay. Sven war etwas älter als ich und ging mir mit seinen ständigen Schikanen schlimm auf die Nerven. Auch da beschloss ich, meinen Ärger nicht länger runterzuschlucken. Als er in seiner Koje pennte, nahm ich einen spitzen Haken und bohrte kleine Löcher in seine Stiefel. Die Löcher waren so klein, dass er sie mit bloßem Auge nicht sehen konnte. Gleich am nächsten Tag begann er zu jammern: »Scheiße, meine Füße sind klatschnass.« Tagelang ging das so. Jakobsen reimte sich schließlich zusammen, was ich getan hatte, und fand es unheimlich witzig. Zum Glück hat er es Sven nicht gesteckt, denn der hätte mich wahrscheinlich umgebracht.

Ein anderer Versuch, mein eigener Herr zu werden, ging allerdings nach hinten los. Da war ich sechzehn und meine Familie war im Sommer nach Norwegen geflogen. Nach dem Ende der Lachssaison sollte ich auf die *Northwestern* und Blaukrabben fangen. Aber ich hatte im Sommer zuvor auf Karmøy ein Mädchen kennengelernt und dachte, dass ich doch genauso gut in Norwegen arbeiten und mit dem Mädchel etwas anfangen könnte. Also kaufte ich mir ein Flugticket und stand kurze Zeit später bei meiner Großmutter vor der Haustür. Meiner Mutter klappte nur der Unterkiefer runter und mein Vater war erst recht nicht begeistert.

»Ach, du Dummy«, sagt er mit einem Lächeln. Es war eines seiner Lieblingswörter im Englischen und wir bekamen es immer dann zu hören, wenn wir ihn enttäuscht hatten. Seiner Ansicht nach sollte ich in Alaska sein und Geld verdienen. Ich hatte mich verpflichtet, und jetzt sah es so aus, als wäre ich ein Faulpelz, der seinen Job nicht macht. Meinem Vater war so ein Verhalten peinlich und er schämte sich für mich. »Wenn du denen sagst, dass du mitfährst, dann musst du auch mit«, begann er seine Standpauke. »Außerdem kostet es eine Menge Geld, nach Norwegen zu fliegen. Du könntest jetzt richtig Kohle machen beim Krabbenfang.«

Aber er schickte mich nicht nach Alaska zurück. Er wusste, dass ich einen Fehler machte – aber er gestand mir das Recht zu, auch mal danebenzuliegen. So war er als Vater. Er wollte, dass ich meine Erfahrungen selbst machte – und meine Lektion auf die harte Tour lernte.

Und genau so kam es auch. Als ich wieder in Seattle landete, berichtete mir Fritjoff, wie er auf der *Northwestern* in kürzester Zeit zwanzigtausend Dollar verdient hatte. Da waren mir also mal eben an die zehntausend Dollar durch die Lappen gegangen, und er tat sein Bestes, ordentlich Salz in die Wunde zu streuen. Davon abgesehen hat es mit dem Mädchen auf Karmøy auch nicht geklappt.

Also: Lektion gelernt.

Ich war damals fest davon überzeugt, dass mich vor allem eines daran hinderte, endgültig in die Welt der Erwachsenen aufgenommen zu werden: dass ich weiter zur Schule gehen musste. Ich saß im Klassenzimmer und verpasste die wichtigsten Monate der Krabbensaison – und wozu das Ganze? Ich hatte kein Interesse an Schule, und meine Eltern haben mich auch nie gedrängt, auf die Universität zu gehen. Ich weiß bis heute nicht genau, was der Unterschied zwischen einem Bachelor und einem Master ist. Schule ging mir einfach gegen den Strich.

So wie ich das damals sah, war das einzig Gute an der Highschool, dass ich während dieser Zeit in einer Werkstatt an den Autos basteln konnte, die ich mir von meinem ersten selbst verdienten Geld kaufte. Meine erste Karre war ein alter Chevrolet El Camino, der mich gerade einmal fünfhundert Dollar kostete und den ich selbst wieder fit machte. Als